Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 46

Rubrik: Nachdenkliches

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nachdenkliches

Kleines Intermezzo

Es spielte sich jüngst auf dem Berner Markt ab, inmitten eines verschwenderischen Segens von Früchten und Gemüsen..

Eine Dame geht zwischen den Marktständen durch, und hintendrein folgt das Dienstmädchen in weißer Schürze — stets durch zwei Schritte von der Herrin und Meisterin getrennt: räumlich sichtbarer Ausdruck der zwischen ihnen liegenden sozialen Entfernung!

So sah ich die italienischen Signoren ihre Einkäufe besorgen oder jene Pariser Damen, deren Vorfahren — vor 150 Jahren — glücklich dem Beil entrannen.

Und sogleich naht das rettende Alibi: die Frau ist gar nicht Schweizerin, sondern Ausländerin, die nun eben eine importierte Sitte — die unsern Augen als Unsitte erscheint — auf dem Berner Markt spazieren führt.

Unstern! Madame dreht soeben den Kopf nach rückwärts und richtet in waschechtestem Berndeutsch das Wort an das Mädchen:

„Loset, Marie, dir tüet jitz de . . ."

Aus ist es mit dem Alibi! Und zurück bleibt die beschämende Tatsache, daß eine Schweizerin zulasten einer Mitschwester und Mitbürgerin die „Dame" spielt; zulasten eines Mädchens, das in abhängigem Dienstverhältnis zu ihr steht und dessen gesunder Sinn nicht laut gegen dies unschweizerische Gebaren revoltieren kann aus Angst, mit der Stelle des dringend benötigten Verdienstes verlustig zu gehen.

Und so folgt das Mädchen eben der Meisterin in abgemessener Distanz mit der Geduld eines abgerichteten Haustieres — aber die vorgeneigte Haltung und der gesenkte Blick verraten, daß da ein Wesen in seinem Kern getroffen ist, daß das Mädchen sich der Würdelosigkeit der Rolle, die ihm mit Bedacht — oder Unbedacht auferlegt wurde, schamhaft bewußt ist.

Und die Meisterin? Um sich — ihrer Meinung nach — der Oeffentlichkeit als sattelfeste „Dame" zu beweisen, mißachtet sie die Menschenwürde einer Mitschwester, nicht wissend, daß alles echte Damentum, das sie anscheinend leidenschaftlich anstrebt, sich auf echtem Menschentum aufbaut. Man erhöht sich nicht zur Dame, indem man die andere zur Dienstmagd erniedrigt.

Und dann scheint sich jene Frau X. gar nicht der Aufgabe bewußt zu sein, die ihr als Angehöriger eines demokratischen Staatswesens erwächst. Denn jedem und jeder, die unsere Volksgemeinschaft zusammensetzen helfen, fällt die Pflicht zu, das ihre beizutragen, daß die Demokratie bis in die kleinsten Winkel des täglichen Lebens leuchtet. Lebendige Wirklichkeit will sie sein, unsere Demokratie, angewandte geistige Haltung.

Mag sein — höre ich einen für Frau X. plädieren —, daß sie sich ihres undemokratischen und damit unschweizerischen Verhaltens gar nicht bewußt ist. Der diensttägliche Marktaufzug ist für sie bloß ein eitler Weibchen-„spleen", dem sie sich in naiver Gedankenlosigkeit hingibt.

Nun, was den „spleen" anbelangt, so habe ich schon manch einen in recht liebenswerter Weise sein Steckenpferdchen reiten sehen: nämlich dann, wenn er damit munter und selbstgenügsam im ureigenen persönlichen Reservat herumhopste. Tritt der „spleen" aber aus seiner Begrenzung, der privaten Zone, heraus und bemächtigt er sich eines andern als Opfer (im vorliegenden Fall der Frau X. des Dienstmädchens), so ist er ein lästerlicher Schmarotzer, der sich auf Kosten des Nebenmenschen sein bizarres selbstisches Eigendasein erhält.

Und die zur Entschuldigung herbeigeholte „Gedankenlosigkeit" wird hier — wie so oft! — zur Anklage. Denn in Zeiten, da einmal mehr mit Blut und Tränen das Recht des Menschen und seiner Gesamtheit: der Völker, verteidigt wird, darf weniger denn je über menschlich-gesellschaftliche Forderungen und Pflichten hinweggeschritten werden. Im Kleinen nicht, und im Großen nicht.

Gerda Meyer.

Kriegsgefangenen-Fürsorge

Der Bundesrat hat dem internationalen Roten Kreuz Fr. 200,000.— zugewiesen. Man denkt daran, die Kriegsgefangenen-Fürsorge zu organisieren.

Die neunte Konferenz des internationalen Roten Kreuzes vom Jahre 1912 in Washington beschloß die Schaffung von Spezialkommissionen, die die Aufgabe übernehmen sollten, im Kriegsfalle sich in besonderem Maße der Kriegsgefangenen anzunehmen. Als dann der Weltkrieg ausbrach, kündete das internationale Komitee der Rotkreuzorganisation am 25. August 1914 die Bildung der „Agence internationale de secours et de renseignements en faveur des prisonniers de guerre" an, ein Institut, das unter die tatkräftige Leitung von Gustave Ador gestellt wurde.

Diese internationale gemeinnützige Institution wurde in ihrer Aufgabe unterstützt durch die nationalen Kommissionen zu Gunsten der Kriegsgefangenen in den verschiedenen Ländern Europas. Eine Zweigagentur für den östlichen Kriegsschauplatz wurde dem dänischen Roten Kreuz anvertraut, während das österreichische sich mit dem russischen und serbischen Roten Kreuz betreffend der Hilfeleistung an die drei in Frage kommenden Gruppen von Kriegsgefangenen direkt verständigte.

So blieb die Tätigkeit der Zentrale der Kriegsgefangenen-Fürsorge in Genf in der Hauptsache auf den westlichen Kriegsschauplatz beschränkt. Trotzdem nahm sie in der Folge eine gewaltige Ausdehnung an. Mehr als 50 Kanzlistinnen waren allein mit der Vervielfältigung der Gefangenenlisten beschäftigt. Das Institut zählte bald 500 bezahlte und freiwillige Arbeitskräfte.

Täglich gingen mit der Post tausende von Anfragen ein, das Tagesmaximum wurde am 13. Oktober 1914 erreicht, als die Post 15.000 Karten und Briefe brachte. Für die Kriegsgefangenenbriefe mußte in der Folge ein besonderer Dienstzweig errichtet werden.

Von den kriegführenden Ländern aus wurde das Genfer-Bureau für die Kriegsgefangenenfürsorge mit Anfragen der Angehörigen der Gefangenen geradezu bestürmt. Tausende von Telegrammen liefen in kürzester Zeit ein, in einem halben Jahr sprachen mehr als 50,000 Menschen persönlich in Genf vor, um eine Auskunft über den Gatten, Bruder oder Vater zu erhalten.

Bald wurde die Genfer Institution der zuverlässige und alles umfassende Vermittler zwischen den Kriegsgefangenen und deren Angehörigen. Namentlich wurden auch bald Beträge vermittelt, die sich im Mittel auf 150 Postmandate täglich beliefen.

Als zweite große Spezialaufgabe betrachtete die Genfer Institution für Kriegsgefangenenfürsorge die regelmäßige Inspektion der Kriegsgefangenenlager. Landammann Arthur Eugster, damals Vizepräsident des schweizer. Nationalrates, hatte die Aufgabe, die Gefangenenlager in Deutschland zu besichtigen, wo er sich namentlich um die Unterkunft und die Nahrung der kriegsgefangenen Franzosen bekümmerte. Oberstlieutenant Dr. de Marval besichtigte anderseits fast alle Gefangenenlager in Frankreich, Korsika, Tunis, Algerien und Marokko.

Die dritte Aufgabe bestand im Austausch der Schwerverwundeten. Die ältern von uns erinnern sich immer noch des Bildes der Schwerverwundetenzüge. Meistens fuhren die Züge, die die Schwerverletzten brachten, in der Nacht durch das schweizerische Gebiet. Alles vollzog sich unter Zurückhaltung und fast unter Schweigen. Vom 2.—11. März 1915 wurde der erste Aus-

tausch vorgenommen. „Die Fahrt der Schmerzensreichen", so hat ein Zeitgenosse diesen Austausch der amputierten, erblindeten und gelähmten Soldaten genannt.

Nie hätten wir es für möglich gehalten, daß die Menschheit in einer Spanne von 25 Jahren erneut an einen solchen Austausch denken muß. W. J.

Schicksal und freier Wille

Ueber dieses besonders heute sehr aktuelle Thema sprach kürzlich in Bern Werner Zimmermann vor zahlreicher Zuhörerschaft im Großratssaal. In völlig freier Haltung, ohne ein Stück Papier in der Hand, äußerte er sich aus dem reichen Schatz seiner eigenen Erlebnisse.

Heute bestehen fast keine materiellen Sicherheiten mehr. Haus, Geld oder andere greifbare Vermögenswerte verlieren ihren festen Grund. Zuerst wehrt man sich gegen das Wanken solcher Sicherheiten, bis man zu merken beginnt, daß es andere, unverrückbare Werte gibt. So entsteht ein wertvolles Vertrauen zum Leben. Es gibt kein Schicksal ohne Sinn! Auch heute nicht, wo auf den ersten Blick so vieles sinnlos erscheinen mag. Jedes Schicksal kommt aus Mensch und Volk, aus gewissen Zusammenhängen, die alle ihren tiefen Grund haben. Ist es vorausbestimmt, falls ja, so besteht die Frage, wo kann sich freier Wille auswirken? Wir können unser Schicksal äußerlich nicht ändern, aber mit freiem Entschluß läßt sich die eigene Stellungnahme festlegen. Innere, gesunde Lebendigkeit wirkt sich stärker aus als die Vergangenheit. Wer diese Kraft hat oder ausbaut, dem wird sein äußeres Leben gleichgültig, denn er lebt sich selbst nach innen. Nicht der materielle Besitz eines Menschen ist maßgebend, sondern sein Werden. Die innere, feste Haltung ist nur möglich wo keine Angst vorhanden ist. Wie stellt sich der Mensch zum Tode? Auch hier nützt keine sog. Sicherheit, es sei denn wieder die innere Haltung und die Gewißheit von der Unzerstörbarkeit des Geistes. Wichtig ist die „feine Witterung", das sichere Gefühl, das den richtigen Weg für jeden Einzelnen weist.

Wie stellen wir uns zum Krieg? Wir dürfen nicht sagen, wenn nur der Krieg nicht kommt, sondern wir müssen das Beste aus den Umständen zu machen suchen. Wer sich nicht gegen ein Unrecht wehrt, verdient es. Z. B. sagt Gandhi: Lieber mit Gewalt gegen ein Unrecht vorgehen, als sich feige nicht wehren. Und die Abrüstung? Um soweit zu kommen, braucht es ein anderes Leben, eine andere Grundhaltung. Heute sind wir aber noch nicht soweit. Wie soll sich der Einzelne im Ernstfall verhalten? Da muß ein jeder nach seiner Ueberzeugung und seiner Kraft handeln. Er selbst (Zimmermann) werde jedenfalls niemandem was zuleide, sondern nur zuliebe tun. Er glaube übrigens, wenn die Mehrheit der Schweizerbürger aus innerer Ueberzeugung nicht zu den Waffen greifen würde, wäre unser Land tausendmal mehr geschützt als es heute ist. Jeder muß aber seine Verantwortung selbst tragen, niemand kann sie ihm abnehmen, weder Eltern, Vorgesetzte noch besondere Umstände. Auch keine Flucht darf ergriffen werden, wenn's „klepft" muß man dabei sein, keine Angst haben und seinen Mann stellen. Auf die innere Führung kommt es an, sie sagt dem horchenden Menschen das Notwendige. Im Grunde ist alles so einfach, ob Krieg oder nicht. Jetzt müssen wir noch Ordnung machen, bereit sein, aufbauen, in Kleinigkeiten exakt und zuverlässig sein, dann sind wir ruhig und gefaßt. Gewiß gibt es im Leben immer wieder Zweifelsfälle, was ist nun zu tun? Dort ist der Platz, wo mehr Freude zu machen ist, das gibt innere Ruhe, Heiterkeit, Sicherheit.

Anschließend an den Vortrag wurde noch ausgiebig diskutiert und tiefgründige Fragen ventiliert. Die Ausführungen Werner Zimmermanns waren von großem Gehalt und voll menschlicher Wärme. Daß der gute Bürger über manches angetönte Problem anderer Meinung sein könnte, versteht sich nach heute bestehender Mentalität von selbst. ek.

Die drei Wünsche.

Ein kleines Spiel für die Kasperlibühne von E. Ronner

Personen:
Kasperli; Grete, seine Frau; Anna Fritze, eine gütige Bergfee

Ort der Handlung:
Einfache Bauernstube. Kasperli und Grete haben sich eben zum Nachtessen hingesetzt. Zwischen ihnen steht eine Schüssel mit Kartoffeln. (Diese Schüssel wird auf Karton gemalt und mit einem Reißnagel an der Holzleiste, die den Bühnenboden darstellt, befestigt.)

Kasperli: So geht das nun jahrein, jahraus. Man arbeitet vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Wie viel schöner hätten wir es, wenn uns des Schulzen Acker mit den Kohlköpfen und Rüben gehören würde!

Grete: Oder wenn wir des Löwenwirts Geld hätten!

Kasperli: Hätten wir des Meyers Haus und Hof und Vieh, dann wäre es mit unserer Armut zu Ende.

Grete: Wünsche dir doch gleich hundert Millionen Taler, du Narr!

Kasperli (sieht sich um): Was ist denn das? Riechst du nichts?

Grete: Wirklich, mir ist, als sei mit einemmal die ganze Stube voll Rosenduft.

Bergfee (taucht auf): Fürchtet euch nicht vor mir, Kasperli und Grete. Ich bin Anna Fritze, eure Freundin. Ich wohne im kristallenen Schloß mitten in den Bergen.

Kasperli: Anna Fritze, die Bergfee? Das bist du wirklich?

Bergfee: Ich bin es. Mit unsichtbarer Hand streue ich Gold in den Rheinsand und gebiete über siebenhundert Geister. Drei Wünsche dürft ihr nun tun, drei Wünsche sollen euch erfüllt werden!

Kasperli: Ist das auch möglich? Drei Wünsche? Und wir dürfen wünschen, nach was uns der Sinn steht?

Bergfee: Was ihr wollt. Aber bedenkt euch wohl, damit ihr eure Wünsche nicht einmal zu bereuen habt. (Verschwindet.)

Kasperli: War das ein Traum?

Grete: Nein, es war Wirklichkeit. Hei, nun hat unsere Armut ein Ende. Was aber wollen wir uns nun wünschen?

Kasperli: Wie wäre es mit des Schulzen Acker?

Grete: Nur nicht zu schnell. Jetzt essen wir und nachher setzen wir uns auf den Ofentritt, um die Sache in aller Ruhe zu beraten.

Kasperli: Juchhei, Grete, jetzt sind wir gemachte Leute!

Grete: Das will ich meinen. Wenn wir jetzt zur Feier des Tages nur zu den Kartoffeln noch ein gebratenes Würstlein hätten!

(Es wird dunkel, Donnerschlag. Sobald es hell wird, liegt eine schöne Bratwurst auf der Schüssel. Diese Wurst stellen wir uns auch aus der Knetmasse her.)

Kasperli: Was war denn das?